

Explosionsicherheit moderner Sprengmittel.

Kurz nacheinander ist in den letzten Wochen durch den Staat gemeldet worden, daß in Schweden ein militärisches Laboratorium, bei dem große Mengen Geschossmunition lagerten, in die Luft geflogen sei, und daß ein ähnliches Unglück eine Sprengstoffabrik in Frankreich betroffen habe.

Nachdem das angeblich von einem Franziskanermonch namens Berthold Schwarz erfundene, in Wahrheit aber aus dem Orient zu uns gekommene Schwarzpulver, das eine mechanische Mischung von Kalisalpeter, Kohle und Schwefel darstellt, über 500 Jahre die Schicksalsschicksal beherrschte, ist es seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überall durch die rauchschwachen chemischen Sprengstoffe verdrängt worden.

Andere Versuche führten ungefähr um dieselbe Zeit zu der Entdeckung des Nitroglycerins, das in der Form des 1888 von Alfred Nobel entwickelten Pulvers „Ballistik“ zuerst in der italienischen Armee eingeführt wurde.

Als Granatenerfüllung fand in den letzten beiden Jahrzehnten fast ausschließlich geschmolzene Pikrinsäure Verwendung, auch „Reinit“, „Ladit“ oder „Strofit“ genannt. Seit einigen Jahren aber wird sie mehr und mehr durch das Trinitrotoluol verdrängt, das als das wirksamste Sprengmittel der Gegenwart anzusehen ist.

Die Sprengstofftechniker haben sowohl für die Wirksamkeit wie für die Explosionsicherheit der verschiedenen Pulver genaue Formeln aufgestellt. Dabei wird die Sprengwirkung nach der Gasmenge bestimmt, die der untersuchte Stoff bei seiner Explosion erzeugt. So hat man folgendes gefunden:

Table with 2 columns: Substance and Gas Volume. 1 Kilogramm Schwarzpulver entwickelt 290 Liter Gas. 1 Nitrozellulosepulver 650. 1 Trinitrotoluol 970.

Man sieht hieraus also, daß die Wirksamkeit der modernen chemischen Pulver ungefähr dreimal so groß ist wie die des Schwarzpulvers.

Nachdem das angeblich von einem Franziskanermonch namens Berthold Schwarz erfundene, in Wahrheit aber aus dem Orient zu uns gekommene Schwarzpulver, das eine mechanische Mischung von Kalisalpeter, Kohle und Schwefel darstellt, über 500 Jahre die Schicksalsschicksal beherrschte, ist es seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überall durch die rauchschwachen chemischen Sprengstoffe verdrängt worden.

Unser Bedarf an Stickstoff.

Nicht weniger als vier Fünftel des Gasegemenges, aus dem unsere atmosphärische Luft besteht, sind reiner Stickstoff. Das ist seit langer Zeit bekannt; denn schon Lavoisier gelang dieser Nachweis, nachdem Rutherford im Jahre 1772 den Stickstoff entdeckt hatte.

Die Sache mit dem freien, ungebundenen Stickstoff der Atmosphäre hat ihren Oden. Jeder Late wird einsehen, daß man den Ackerboden nicht mit einem flüchtigen Gase düngen kann. Das Gas würde sich ganz einfach wieder mit der Luft verbinden und der Boden würde nichts abbekommen, selbst für den Fall, daß dieser freie Stickstoff überhaupt Wert als Düngemittel hätte, was nicht denkbar ist.

Als Granatenerfüllung fand in den letzten beiden Jahrzehnten fast ausschließlich geschmolzene Pikrinsäure Verwendung, auch „Reinit“, „Ladit“ oder „Strofit“ genannt. Seit einigen Jahren aber wird sie mehr und mehr durch das Trinitrotoluol verdrängt, das als das wirksamste Sprengmittel der Gegenwart anzusehen ist.

Unser Bedarf an Stickstoff zu landwirtschaftlichen Zwecken

wird freilich um so mehr steigen, je intensiver infolge des Ausbelegungsplanes unserer Feinde jedes Stückchen geeigneten Bodens in Deutschland bebaut wird. Von Natur aus würde der Erdboden allerdings künstlicher Düngung mit Stickstoff nicht bedürfen. Der Stickstoff, den die Pflanzen dem Boden entziehen, wird auf dem Wege des Stoffwechsels bei den Tieren der Erde wieder zugeführt.

Die in der Landwirtschaft der Stickstoff aufbauend wirkt, so wirkt er im Kreise der Tiere. Bedürfen doch alle Sprengstoffe des Stickstoffes in seinen verschiedenartigen Verbindungen. Deshalb ist es auch in dieser Hinsicht hochbedeutend, daß wir heute vom Auslande völlig unabhängig sind, und daß unsere militärische Kraftentfaltung durch einen etwaigen Mangel an Stickstoffverbindungen für die Sprengstoffabrikation niemals beeinträchtigt werden kann.

Schiffgeschütze und Küstengeschütze.

Fast stets, wenn es in der Kriegsgeschichte zu einem Zweikampf der Schiffgeschütze und Küstengeschütze gekommen ist, wie jetzt bei der Beschießung der Dardanellen durch die Flotte der Engländer und Franzosen, haben die Küstengeschütze den Sieg davongetragen. Man denke nur an das klassische Beispiel aus der Zeit Napoleons, als es dem damaligen Major der Artillerie Bonaparte gelungen war, sich der Hauptbatterie zu bemächtigen, die der Feind auf der Halbinsel vor der Mündung von Toulon aufgestellt hatte.

Ueberflus.

Von Martin Andersen Mergö.

Er lachte. Diese Sprünge in ihrem Gedankengang waren so köstlich.

„Gewiß, ein wenig,“ entgegnete er.

„Ach, Du darfst nicht lachen, Karl! Wenn sie nun stirbt?“ Ihre Stimme zitterte.

„Darüber habe ich nicht gedacht,“ erwiderte er und wurde ernst.

„Aber laß sie, sie bedeutet nichts für mich, und Gefühle kann man nicht ändern. Deine Mutter soll auch meine Mutter sein, denn ihr bin ich gut.“

„Es ist auch niemand wie sie. — Und dann werden wir Geschwister.“

„Ja, aber nur, bis der Frühling kommt,“ sagte er und legte den Arm um sie.

Sie lehnte sich an ihn und schaute ihm tief in die Augen. Ein Schauer des Entzückens durchlief sie.

Sein Lebensgefühl stieg bis zum Uebermut; es verlangte ihn, ein wenig, wenn auch in aller Bescheidenheit, Kräfte und Gesundheit zu verschwenden; und als sie eines Tages draußen waren, lag er auf der gefrorenen Erde auf dem Rücken und plauderte, während Else neben ihm saß und seinen Kopf auf ihrem Schoße hielt.

„Glaubst Du, daß es geht wird?“ fragte sie bekümmert.

„Geh? Du ahnst nicht, wie stark ich bin.“

„Wie schön ist es, so Deinen Kopf zu halten — wie ein kleines Kind. Jetzt bist Du ja ein gesunder Junge — fast so gesund, wie Du zum Frühjahr sein sollst.“ Sie schaute zu dem tiefblauen Walde hin und wiegte seinen Kopf auf ihrem Schoße.

„Ja, bald — eines Tages! Aber Du sollst es nicht wissen. — bis es weit ist.“ Er sah sie reich an.

Sie legte ihre Hand über seine Augen: „Du darfst mich nicht so ansehen, Du darfst nicht. Du begreifst nicht, wie streng Dein Blick dann ist.“ Sie wiegte ihn heftig, mit einem Zug schmerzlichen Glückes auf ihrem jungen Angesicht. „Steh jetzt auf,“ bat sie. „Die Erde ist so kalt, Du könntest krank davon werden.“

Und sie wanderten heimwärts, übermütig und lachend. Aber in der Nacht wurde Karl durch ein heftiges Stöhnen in der einen Seite geweckt. Er mußte mehrere Stunden lang schief im Bett liegen, dann verfiel der Schmerz plötzlich und tauchte kurz darauf in der einen Schulter unterm

Schlüsselbein wieder auf. Die ganze Nacht lag er, auf jede Bewegung und Empfindung in seinem Körper lauschend und stöhnend, und am nächsten Tage ging er zum Arzt und erklärte ihm umständlich alle Krankheitsanzeichen.

Der Arzt erkannte auf eine leichtere Pleuritis und meinte, sie werde sich im Laufe von einer oder zwei Wochen wieder geben. Der Patient solle aufbleiben und wie bisher ins Freie gehen, aber die Abendluft vermeiden und seine Temperatur im Auge behalten.

Karl war erbittert darüber, daß der Arzt die Sache nicht ernster nahm, und beischloß, nicht mehr zu ihm zu gehen. Bei all seiner Kränklichkeit litt er zum erstenmal an einer bestimmten lokalisierten Krankheit, und diese nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Empfindungen kamen und gingen, sie wechselten beständig den Ort, bewegten sich vom Lungensaft zur Lungenspitze oder von der einen Lunge zur andern; bald spürte er einen Stich, der schneidend weh tat, wenn er atmete, bald bloß ein Herpringen einer ganzen Reihe von kleinen Mäuschen, während er Luft einatmete.

Er merkte, daß die Stimmung viel zu sagen hatte. Es gab Zeiten, wo ihn gar nichts fehlte, aber dann genügte ein wenig Niedergeschlagenheit bei dem Gedanken, daß es gewiß wiederkommen werde, das Ganze hervorzurufen. Und dann kam die Angst, bewirkte eine Stauung im Blutumlauf und verschlimmerte den Zustand noch mehr. Und es stellte sich etwas Neues ein, ein hartnäckiges, verzweifelteres Dagegenankämpfen, hier und da abgelöst durch entsprechende Selbstaufgabe, die äußerst qualvoll war. Er konnte sich nicht mehr in seinen Zustand der Schlaflosigkeit verfallen und fühlte, daß im Ernstfall der Todeskampf wieder aufflammen und schlimmer als je werden würde, jetzt, wo er am Leben geschnappt gefunden hatte.

Sein ganzer scharfer Drang nach Einsamkeit tauchte wieder in ihm auf, er wich Else aus und verflocht sich wie ein kranker Hund. Und die beiden Frauen begannen wieder, gequält auf seine Schritte zu lauschen, geflüsterte, bedrückte Gespräche zu führen, wie es ihm wohl heute gehen möge. Bloß der Umstand, daß er sie in seiner Nähe dudete, wurde wieder ein Lichtpunkt in ihrem Dasein.

Eines Abends, als er früh zu Bett gegangen war, und sie sich beeilte hatten, mit der Arbeit fertig zu werden, um ihm Gesellschaft zu leisten, jagte er sie aus seinem Zimmer und bat sie, sich um sich selber zu kümmern. Hart erzählte er ihnen, daß er ihr weinerliches Mitleid nicht aushalten könne und am nächsten Tage abreisen wolle. Er hörte Else den größten Teil der Nacht weinen, blieb aber fest; war es

doch eine nützliche Operation, das Kranke aus ihrem Dasein wegzuschneiden. Darum wollte er abreisen, sich in einem entlegenen Landesteil in irgendein Krankenhaus begeben und dort sterben.

Als Else ihm am Morgen seinen Tee bringen wollte, war die Tür verschlossen, und auf ihr Bitten zu öffnen gab er keine Antwort. Am Vormittag hörten sie ihn die Treppe hinabkommen und auf dem Korridor kramen, und kurz darauf ging er draußen den Weg entlang, gebeugt und mit schweren Schritten.

„O Mutter, Mutter,“ rief Else schluchzend.

„Na, na, das geht schon wieder vorüber. Er ist ja nicht zum erstenmal so.“

„Aber so arg war es noch nie — er will mich ja gar nicht kennen.“

„Der dumme Mann sollte sich schämen! Solange er Dir gefallen kann, braucht er sich wohl keine Strapazen zu machen. Aber die Krankheit ist's, davon ist er so verfürzt; Du sollst sehen, es wird schon wieder gut mit ihm werden. Vielleicht haben wir uns auch zu sehr um ihn gehabt.“

„Es kommt bloß daher, weil er soviel an mich denkt.“

„Ja, das ist eine schöne Art, an die zu denken, die man lieb hat. — wenn man sich aufführt, als ob man sie nicht leiden mag. Na ja, jedem sein Pfaffer.“ Die Mutter sagte das geschwind und lärmend, sie konnte diese Stoffhänger, mit der es jeden Tag schlimmer wurde, nicht leiden.

Eine Zeitlang arbeitete sie schweigend; aber dann hörte Else plötzlich mit einem verzweifeltten Ruf auf: „Nein, ich halt es nicht aus, Mutter! Du weißt nicht, wie entsetzlich es ist.“ Schluchzend legte sie sich über den Tisch.

„Aber so nimm doch Deine Sachen und geh ihm entgegen,“ sagte die Mutter mit raschem Entschluß. „Gewöhnlich hilft das ja bei ihm, wenn er steht, wie Du ihm nachläufst. Bieder das als hier für nichts und wieder nichts heulen.“

Else gehorachte zögernd. Aber die Mutter sah recht auf, wie sie sich beeilte, als sie erst zum Förstchen hinaus war.

Mit ziemlich hartem Ruf begann Dortea Hansen wieder mit der Arbeit. Es war ihr schon recht, auch Elses Arbeit verrichten zu sollen; mit Elses Fleisch war es sowieso nicht weit her in der letzten Zeit, da sie ihre Gedanken nicht recht beisammen hatte und Karl sie außerdem mit Beschlag belegte für Spaziergänge und dergleichen. Es war sicher richtig so, und dem Mädchen tat es gewiß not, sich ein wenig zu amüsieren, während sie jung war. Aber dies hier schien ja in bloße Klugheit auszulaufen, und das war schade für sie.

Frau Hansen begriff ihn nicht; denn nun hatte sie ihn

genug aufzubringen, um den feindlichen Schiffgeheulen ebenbürtig zu bleiben, und so konnte sich keine der europäischen Flotten den Dagus leisten, noch besondere Schlachtschiffe einzig und allein für den Kampf gegen feindliche Schiffe anzurufen. Der erhebliche Nachteil aber, der dem Schiffgeheul beim Angriff der Küste erwächst, ist der, daß das Schiff sich den Augen des Feindes nicht entziehen kann. Demgegenüber stehen den Küstenbatterien alle möglichen Vorzüge zur Verfügung, durch die sie sich dem Gelände fast unsichtbar anhängen. Daraus erklären sich auch die Bemerkungen, daß die englisch-französischen Flugzeuge, die den Stand der türkischen Batterien ausfindig machen sollten, in gefährlicher Nähe des Bodens fliegen mußten, um überhaupt Beobachtungen anstellen zu können. In dem besonderen Falle des Angriffes einer so engen Meerestraße, wie es die Dardanellen sind, muß der Angreifer noch mit der Unannehmlichkeit rechnen, daß er die gefährliche Torpedolinie nicht zerstören kann, ohne sich unter dem Feuer der Forts zu finden, und daß er andererseits nicht auf die Forts schießen kann, ohne sich der Gefahr eines Torpedoangriffes auszusetzen. In der Einrichtung der Küstenbatterien zeigen die Küstengeschütze meist Übereinstimmung. Die Geschütze der größten Schlachtschiffe haben ein Kaliber von 28—36 Zentimeter; die mittlere Artillerie besteht aus Kanonen von 15—17 Zentimeter Kaliber, während für Schiffe 2. und 3. Klasse Kanonen von 12 und 10,5 Zentimeter genügen. Die Panzerbatterien der Küstenartillerie enthalten vorwiegend Ringkanonen von 21—28 Zentimeter Kaliber.

Theater.

— **Kleines Theater: „Lätare“:** Schauspiel von Ernst Lega. „Lätare“, der dritte Sonntag vor Ostern, wird in manchen Gegenden noch heute, ein Nachhall alter Bräuche, als Verkündigung des nahenden Frühlinges in ausgelassener Lustigkeit gefeiert. Tanzend ziehen die Mädchen und Mädchen des Dorfes hinter einer vorangetragenen Strohpyramide, dem Wilde des entthronten Winters, einher. Dies Fest, um welches der Verfasser (ein Schauspieler und früheres Mitglied des Schiller-Theaters) die Handlung seines Dramas gruppiert, soll ihre symbolische Bedeutung geben. Ein treulos alterndes Mädchen, das in eigenwilliger Verbissenheit sich und seine Umgebung quält, wird in den wilden Strudel, der ihr abgedrückt und sündhaft dünkt, selbst mit hineingerissen und kehrt geküßt und verjüngt daraus zurück. Ein uralter Bauer, dessen zähes Leben aus den quellenden Säften jedes Frühlinges frische Kraft saugt, und ein philosophierender Sonnenbruder figurieren daneben als eine Art von Chor. Doch die Elemente, die Lega zu bedeutsamem Zusammenklang vereinen möchte, verbarren in spröder Ungebundenheit. Nichts paßt zum anderen. Die Anläufe, die naturalistischen wie die romantischen, verpuffen in wuchtigen Konfusion, die durch das unablässige Aufgebot von lärmenden Affekten auf der Bühne noch peinlicher wird. In diesem Unvermögen, die gewollte Stimmung zu erreichen, und der krassen Gewalttätigkeit der Farbengebung ist „Lätare“ geradezu der Gegenpol zu Kaiserlings feinsinnigem „Frühlingssopha“, das auf verwandtem Hintergrund ländlicher Frühlingsspiele so sichtlich und rührend das Schicksal einer Liebe schildert.

Der jüngere Bruder, mit dem Sabine, von den Nachbarn ab ihrer scharfen Zunge scheinbar angefeindet, zusammen haust, den sie in allem wie ein kleines Kind bedarmen möchte, rebelliert am Ende. Ein leichtfertiges Dorfmadel hat es sich in den Kopf gesetzt, am Festtage mit ihm herumzutollen, holt ihn triumphierend vor den Augen der empörten Schwester weg. In den abstoßenden Eindrud von Sabinens Verbitterung mischt sich hier wohl auch ein Mittelstück mit der Armut und ihrer wohlgemeinten Sorge. Aber gleich das Erscheinen des Mannes, den sie einst geliebt, im Angedenken an den sie ihr Leben vertraut, raubt der Figur alles tiefere Interesse. Es ist ein reicher roher bäuerlicher Bistling, dessen Klagen, daß er darum, weil er Sabine nicht zum Weib bekommen konnte, so werden mußte, wie er wurde, parodistisch wirken. Nachdem er seine Väckerin bisher mit den gefälligen Mädchen hintergangen, gelüftet es ihn nun nach zwanzig Jahren, mit seiner ehemaligen, längst verbliebenen Liebsten wieder anzubündeln. Und obendrein soll man noch glauben, daß diese, wenn sie ihn auch fortjagt, im Grunde ihrer Seele leidenschaftlich an dem widerwärtigen Patron hängt, ja soll womöglich ein solches pathologisches Begehren als Ausdruck starker feilischer Natur bewundern. Die Abunditäten steigern sich von Akt zu Akt. Nach durchsichtigerer Nacht tummelt sich die Jugend draußen im Felde. Der zählebige Alte und sein Pendant, der Vagabund, schauen dem Treiben zu. Da kommt Sabine, den durchgegangenen Bruder einzuwaschen. Sie wird ausgehöhlt und bleibt dann mit dem Vagabunden-Frühlingmenschen allein. Das ist die Einführung zu einer Liebeszene, die jedoch glücklicherweise durch das Fallen des Vorhangs dem Zuschauer erspart wird. Die Wirkung

so einigermassen aufgefüttert und seinen Magen in Ordnung gebracht; er war im Begriff, diese Krankheit, die überall und doch nirgends faß, zu vergessen, — und da ging er auf einmal hin und wurde wirklich krank! Aber wenigstens brachte er Elise — und bald hätte sie gesagt: auch sie selbst — mit seiner schwarzen Laune nicht anzustechen. Herrgott, er tug doch auch nicht den Jammer der ganzen Welt auf seinen Schultern, und jedenfalls wurde es nicht besser, mochten sie alle drei den Kopf noch so sehr hängen lassen.

Sie gönnte Elise und auch ihm all das Glück, das sich auf Gottes grüner Erde aufreiben ließ. Die beiden liebten einander nun einmal, und es konnte vielleicht Weses und Gutes daraus werden, — aber darüber wußte man nichts. Und so, wie es war, war es nun einmal! Man mußte versuchen, das Beste daraus zu machen, und sie fand, Karl tat das nicht, — und auch Elise nicht, wenn sie ihm so nachrannte, um ihn wieder zu besänftigen.

Elise schritt schnell aus. Der Wind septe über den gefronnenen Weg und peitschte ihr den scharfen Nies ins Gesicht; ihre Seele blutete bei dem Gedanken an Karl.

Daß er sich so ihre Liebe zum Vorwurf machen konnte, gerade wenn er sie am allernötigsten brauchte, verstand sie nicht; sie fühlte sich ja beglückt durch ihn, wie er auch war. Aber daß er Angst hatte, das verstand sie; wie entsetzlich hatte es ihr Herz bedrückt und gequält, wenn sie die Gedanken aus seinen Augen ablas.

Und außerdem mußte er ja gar nicht sterben; das waren bloß Gedanken, auf die er kam, weil er ein Mann und trotzdem nicht stark war. Sie würde ihn an sich pressen, bis er warm und kräftig würde, denn Gesundheit hegte an, das hatten sie ja schon gesehen. Und wenn er trotzdem schwächlich blieb, konnten sie doch glücklich werden. Sie würde ihm eine starke, gute Schwester sein und ihn tragen, wenn es nötig war; gerade das machte sie so stolz, alles für ihn zu tun und ihn zu behüten. Und es lag etwas so Rührend-Liebendes darin, sich ihn recht hilflos zu denken, — wenn es denn nicht anders sein konnte.

Aber wenn er recht hatte in dem entsetzlichen Punkt, so konnte auch das sie nicht trennen. Selbst wenn sie es nicht gewollt hätte, mußte ihr Leben mit dem seinen verfließen, so verschmolzen war sie mit ihm. Es gab gar kein Leben ohne ihn.

Sie konnte den Weg ein langes Stück mit den Augen verfolgen, aber Karl war nicht zu sehen. Dann hatte er sich gewiß hinter einem Strauch oder einer Hecke versteckt und tauchte nachher plötzlich auf! Wenn er nur wollte... der Stoß im Herzen war so herrlich, wenn sie ihn plötzlich gewahrt wurde.

(Fortf. folgt.)

dieser Wunderkur hinter den Kulissen zeigt sich zunächst noch in erhöhter Sehnsucht nach dem Liebhaber von vor zwanzig Jahren, geht aber dann in eine allgemeine Sinnesbesserung über. Sie nimmt den Vagabunden zwar nicht, wie er es ihr vorschlägt, zum Manne, doch die Erinnerung an die Augenblicke flüchtigen Glückes wird fortan ihr Herz erwärmen. So heißt es wenigstens.

Im dritten Aufzuge wäre es infolge der grotesken Verlogenheiten beinahe zu einem Theatersturz gekommen, indes das Publikum sahnte sich dann wieder in Geduld. Der Wagnern-Don-Juan, Sabinens Bruder und dessen Mädchen waren durch die Herren Jennings, Wildt und Fräulein Graber geschickt vertreten. Fräulein Straub spielte die Hauptrolle mit origineller darstellerischer Charakteristik, ließ aber durch ihre Unterbrechung der Forts die von dem Dichter intendierte Wandlung noch unglaubwürdiger, als sie ohnehin ist, erscheinen.

Kleines Feuilleton.

Professor Förster über den Weltkrieg.

Im großen Saale der „Arxania“ in Wien hielt Professor Förster aus München einen Vortrag über: „Staat und Sittengesetz“. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ schreibt darüber:

Förster ist den Wienern kein Unbekannter. Er hat einige Zeit in Wien gelebt und gelehrt, und da er in seinen Grundanschauungen konservativ ist, ja sogar eine ausgesprochene Neigung zum Katholizismus und Mystizismus hat, hätten ihn unsere christlich-sozialen damals gern als Aushängeschild angestellt — denn daß der brave Krall auch im aufgebügeltesten Zustand schließlich keine glänzende Persönlichkeit ist, wissen sie natürlich schon längst. Für Förster scheint aber die Aussicht, der offizielle christlich-soziale Parteideckel zu werden, sehr wenig Verlockendes gehabt zu haben, denn er verließ Wien sehr bald wieder. Es besteht auch keinerlei geistige oder gar sittliche Gemeinsamkeit zwischen Förster und der Partei, in der die „Reichspost“ den Ton angibt. Das zeigte auch der geistige Vortrag deutlich. Förster führte aus:

Mein Vortrag mag heute, da das Sittengesetz schweigt und Mars die Stunde regiert, utopisch erscheinen. Aber es scheint mir notwendig, darauf hinzuweisen, daß die hinter der Front andere Aufgaben haben als die an der Front. Als Israel kämpfte, da betete Moses; er schimpfte nicht. Das heißt, wir müssen uns schon heute fragen: Wie können wir der Wiederkehr einer solchen Weltnot vorbeugen? In München sagte neulich ein Offizier zu einem Bekannten: „Ich möchte wissen, welchen Sinn der Weltkrieg hat. Ich sehe nichts als eine große europäische Abschlachterei.“ Die Stimmung, die aus diesen Worten spricht, ergreift immer größere Kreise. Immer allgemeiner wird die Erkenntnis, daß die positiven Werte, die der Krieg schafft, aufgewogen, ja überwogen werden durch den Schaden, den er anrichtet. Es ist die allgemeine Auffassung, daß die hohe Politik gänzlich verlagert hat. Nicht weil es ihr an Schlaubheit und Verlogenheit gefehlt hätte, sondern weil sie sich trotz ihrem realpolitischen Gehirns der Umwandlung, die die reale Welt in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, nicht anzupassen verstanden hat. Man hat in der hohen Politik grundsätzlich an der alten, national-egoistischen Orientierung festgehalten — in einer Zeit, in der die Organisation völkerverbindender Ausgleichs notwendig gewesen wäre. Die hohe Politik war sozusagen nur ein Dependence, ein Anhängel und Werkzeug des Militarismus. Sie hat durch ihre vielfach verhängenen und vieldeutigen Verträge die Anlässe zum Weltkrieg nur vermehrt. Natürlich darf man deswegen die Schuld am Weltkrieg nicht auf sie allein schieben.

Der Vortragende suchte nun zu beweisen, daß eine Wendung zum Besseren nur möglich sei, wenn die in weite Kreise gedrungene machtpolitische Anschauung, daß Politik und Moral nichts miteinander zu tun hätten, daß der Staat dem Sittengesetz nicht unterliege, sondern mit allen Mitteln nach Macht streben müsse, überwunden werde. Als Träger dieser Anschauung in modernen Deutschland nannte er Bismarck, Treitschke und Bernhardt. Das Buch des Lehgenannten sei in England in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet worden, und so sei es öffentliche Meinung in England geworden, daß das durch keine moralischen Bedenken gehemmte Streben nach Macht Deutschlands inneres Wesen sei. Diese Meinung sei falsch. Mein Vortrag ist ein Protest gegen die Auffassung, daß Treitschke und Bernhardt das letzte Wort des deutschen politischen Denkens ausgesprochen haben.“ Der Redner setzte nun auseinander, daß nach seiner Meinung Macht nur das Angehörliche des Staates sei, seine innere Stärke könne nur das Recht sein. Gegen Treitschke sei zu sagen: Staat ist Organisation, jedes einseitige Machtstreben aber wirkt desorganisierend. Heute mache die Tatsache des Internationalismus, der wirtschaftliche und kulturelle Austauschverkehr der Nationen, eine neue Orientierung aller staatlichen Politik notwendig. Die christliche Auffassung, daß sich der Staat dem Sittengesetz untergeordnet habe, müsse in der inneren und äußeren Politik zur Geltung kommen. Die Staatsmänner der Zukunft werde man danach beurteilen, ob sie es verstanden, ihr Volk der Völkergemeinschaft einzuordnen. Wenn in der internationalen Politik das Sittengesetz zur Geltung komme, werden auch die Probleme der inneren Politik eine gedeihliche Lösung finden. Mögen sich die Zentralmächte, wenn sie siegen, ihrer Verantwortung bewußt sein! — Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Hamlet.

Soldaten im Theater. Im letzten Zwischenakt fangen sie an, ihre Eindrücke zu besprechen. Ein Tiroler sagt:

„Halt so viel Schein ist!“

Pause.

„Und a jed's Wörtl ist wahr —“

Pause.

„Ja, der Prinz, der Hamlet — der is an Einwendiger.“

El Hor (in der „Schaubühne“).

Der Triumph des Periskops.

Wir leben heute im Zeitalter des Periskops, so schreibt Gino Galza-Bedola in einem Londoner Briefe des „Giornale d'Italia“. Vor dem Kriege haben auch wohl Männer von akademischen Graden nichts vom Periskop gewußt; hatten doch die Deutschen seine Nützlichkeit der Kulturwelt noch nicht praktisch vorgeführt. Jetzt gibt es in London kein Kaufhaus von Bedeutung, das nicht Periskope ebenso selbstverständlich auf Lager hat wie Messermeister. Nach den Anzeichen zu urteilen ist heute ein Periskop für das Leben so notwendig wie eine Zahnbürste. Es gibt solche von allen Größen und in allen Preislagen, feste und tragbare, gerade und krumme, für das Land und für die Stadt. So bin denn auch ich in ein Kaufhaus in Bond Street gegangen, um mir den Gebrauch des Periskops erklären zu lassen. Ich genierte mich ein wenig, nach dem Periskoplager zu fragen, wie jemand, der in einem Kanarienvogelgeschäft sich nach dem Preise eines Elefanten erkundigt. Auf meine Frage aber erhielt ich die Gegenfrage:

„Wünscht der Herr ein Periskop für den Schützengraben, ein Bootperiskop oder ein Wohnungsperiskop?“

Als ich mich von meinem Staunen erholt hatte, sagte ich schüchtern: „Ich möchte alle Qualitäten sehen.“ Fünf Minuten später schwamm ich in einem See von Periskopen. Der Verkäufer erklärte mir, daß er im Durchschnitt fünf Schützengrabenperiskope täglich verkaufe. Er pries seine Ware in allen Tonarten.

Sie werden begreifen, daß es sehr angenehm ist, mit 40 Schilling die Haut einer lieben Person vor Schaden zu bewahren. . . . Sehen Sie, dies ist ein billiger Typ, unsere eigene Erfindung. . . . In sechs Monaten, wenn der Krieg so lange dauern

wird, wird jedes Paar Soldaten sein gutes Periskop haben, und dann wird jeder Soldat in dem Schützengraben sicher sein wie zu Hause. Er braucht seinen Kopf nicht mehr herauszustrecken und den deutschen Augen auszuweichen. Sehen und selbst nicht gesehen werden, das ist das Geheimnis. . . .“

Als der Mann sich überzeugte, daß ich selber nicht für den englischen Schützengraben in Betracht kam, bot er mir, allerdings in weniger zärtlichem Ton, das Hausperiskop an: „Sehen Sie, mit diesem hier können Sie jeden unliebsamen Besuch vermeiden. . . .“

Ich wurde aufmerksam. Das Hausperiskop ist in der Tat ja nichts weiter, als der modernste Ersatz für die „Spione“ der guten alten Zeit, die Spiegel, die man draußen am Fenster anbrachte, um die Straße zu beobachten. In England ist die Anwendung dieser Spiegel nicht mäßig, weil die Dienerschaft im Untergeschoß wohnt und aus der Tiefe mit ihm nicht sehen kann, was oben vorgeht. Das Periskop hat das schwierige Problem gelöst; es kann zum Untergeschoß wie zum obersten Stock eines Hauses das Herannahen des unerwünschten Besuchers melden. So hat das Periskop von den Unterseebooten zu den Schützengraben, von den Schützengraben zu den Privatwohnungen seinen Triumpfweg fortgesetzt, und es wird überall im täglichen Leben seine Rolle spielen. „Sehen, ohne selbst gesehen zu werden“, wird auch im Frieden viel Vergnügen machen, und die Fülle der Möglichkeiten, die sich hier auf allen Gebieten erschließt, ist gar nicht auszudenken. . . .“

Zement aus Zuckerrüben.

Nach einem Bericht des „New York American“ ist es gelungen, ein bisher unbenutzbares Nebenprodukt bei der Zuckerrübenfabrikation auf einfache Art in Zement überzuführen und dadurch nutzbar zu machen. Beim Kochen der Zuckerrüben entsteht ein Schaum, der abgeschöpft oder fortgeleitet wird. Er setzt sich wie chemische Untersuchungen gezeigt haben, größtenteils aus löslichen Kalk und Wasser zusammen. Und zwar entstehen beim Kochen von 70 000 Tonnen Zuckerrüben 4000 Tonnen löslichen Kalk. Werden diese nun mit 1100 Tonnen Ton vermischt, dann erhält man 8162 Tonnen eines vorzüglichen Zementes. Technisch geht dieser Prozeß derartig vor sich, daß man den Schaum in große Tröge leitet, wo er langsam eintrocknet. Fein gemahlener Ton wird dann hinzugefügt, die Mischung in einem Mälzwerk eine Stunde lang gemengt und darauf in einem Ofen gebläht. Die so entstehenden Steinbrocken werden dann zerklüftet und gemahlen; sie ergeben einen vorzüglichen Zement.

Die Wanderungen eines Gedichtes.

Die „München-Zugsburger Abendzeitung“ schreibt: „Der Weltkrieg hat bekanntlich eine Hochflut patriotischer Lyrik im Gefolge gehabt, und insbesondere war es merkwürdig, zu sehen, wie einzelne Gedichte sofort zu Lieblingsliedern der Soldaten wurden, ohne daß man den Verfasser kannte oder nannte. In ganz eigenartiger Weise konnte man hier sehen, wie Volkslieber entstehen, deren Verfasser man schon bald nach ihrer Entstehung nicht mehr kennt. Ein besonders merkwürdiger Vorfall ereignete sich nun mit einem hiesigen Gedicht, „Im Schützengraben“, das den Münchner Schauspieler Johannes Wurau, der unter Direktor Robert an den Münchner Kammertheatern wirkte, zum Verfasser hat. Das Gedicht entstand im Schützengraben und wurde alsbald von den Soldaten aller Waffengattungen vorgetragen und gesungen. Bald nach Beginn des Krieges erschien es auch, von seinem Verfasser gezeichnet, in den „Münchener Neuesten Nachrichten“. Inzwischen war es aber auch von Soldaten an der Front in die Heimat geschickt worden, und manch ein Empfänger mag den Abender des Gedichtes für den Verfasser gehalten haben. Jedenfalls stand es kurze Zeit nachher, von einem anderen Verfasser gezeichnet, in der „Frankfurter Zeitung“. Wieder mit einem anderen Namen als Verfasser brachte es die „Köln. Zeitung“, und nunmehr erschien es auch im „Schwäb. Merkur“, wo ein Grenadier Eggle, der von Beruf Kanenmacher sein soll, als Verfasser bezeichnet ist; in dieser Form ist es auch in die „Münchener Wochenzeitung“ übergegangen. Einem Kenner der Literatur ist es beim Leser ohne weiteres klar, daß Werke von solcher Formschönheit nicht von einem Kanenmacher herrühren.“

Die letztere Bemerkung ist natürlich grundsätzlich; man braucht nur an die Gedichte eines Wölfler und anderer Proletarier zu denken, abgesehen davon, daß der Wert gerade des guten Volksliebes absolut nicht in solcherlei „Formenschönheit“ ruht. Zur Sache selbst ist noch zu bemerken, daß als Verfasser jenes Gedichtes bereits in der „Frankfurter Zeitung“ vom 27. November der Grenadier Eggle genannt ist. Am 30. November fand es — nicht aus dieser Quelle entnommen — im „Vorwärts“, mit demselben Verfasser-namen. Dann tauchte es am 5. Januar wieder auf, diesmal im „Berliner Tageblatt“ mit der Bemerkung: „Ein Russetier, der vor den Franzosen im Schützengraben liegt, hat seinen Dank für ein Weihnachtspaket an einen unserer Leser mit folgendem Gedicht begleitet.“

Notizen.

— **Theaterchronik.** Das Alt-Wiener Singspiel „Hohheit tanzt Bolzer“ wird in Montis Operetten-Theater am Sonnabend, den 20. d. M., mit Louis Treumann aus Wien zuerst aufgeführt.

— **Vorträge.** Der Schützengraben deutscher Schriftsteller veranstaltet am Sonnabend, den 20. März, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, zugunsten seiner Kriegskasse im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses einen Vortragabend. Erich Köhler spricht über das Thema: „Hindenburgs Wacht an der Weichsel“ unter Vorführung von über 120 Lichtbildern. Karten sind in den bekannten Verkaufsstellen.

— **Ueber die Hauser'schen Funde im Berliner Museum** läßt sich die „Frankfurter Zeitung“ schreiben. Dabei heißt es: „Im Kriegsanfang hat, wie wir berichteten, die französische Bevölkerung die vorgeschichtlichen Ausgrabungen, die Otto Hauser, der Schweizer Forscher, seit vielen Jahren in der Dordogne veranstaltete, zerstört, weil man einen deutschen Spion in ihm vermutete. Eine Reihe der schönsten Funde Hausers, dessen Lebensarbeit durch diese klagenswerten Wutausbrüche vernichtet worden.“ — Diese Tatsachen-nachrichten sind längst von Hauser selbst dementiert, aber nicht offiziell. Wir haben schon einmal verlangt, daß das geschehen soll.

— **Ein Döflener Brief** der Familie Hering an das deutsche Volk wird verhandelt. Familie Hering setzt dem allgemeinen Opfergeist die Krone auf, indem sie sich selber als Nahrungsmittel nachdrücklich in Erinnerung bringt. Herings blühen mit Verachtung auf ihre Verwandten, wie Schellfische, Karpfens, Forellen usw., die viel weniger nahrhaft seien, und stellen sich mit edler Dreistigkeit auf eine Stufe mit Leuten wie Familie Schwein. Selbstverständlich hat der Familientrat der Herings beschlossen, die feindlichen Gewässer während des Krieges zu meiden und nur noch den Deutschen ins Netz zu gehen. Die Seitenlinien der Familie, also Sardinen, Anchovis usw., haben sich der großen patriotischen Aktion der Herings angeschlossen und wollen sich gleichfalls zu billigen Preisen verzehren lassen. Ob!e Viecher!

— **Kaninchenfleisch und Volksernährung.** Wenn in letzter Zeit wiederholt das Kaninchenfleisch als billige Fleischsorte für die Volksernährung empfohlen worden ist, so tritt Professor Schottelius in der „Deutschen Medizinischen Wochenchrift“ dieser Meinung entgegen, da die Aussicht von Kaninchen wesentlich teurer ist, als die des Großviehes, namentlich aber als die der Schweine. Die kleineren Tiere brauchen bei einem lebhafteren Stoffwechsel für dasselbe Körpergewicht mehr Nahrung als große Tiere; das Schwein trägt die aufgenommenen Nahrung mehr als doppelt so gut aus als das Kaninchen. Man muß daher darauf halten, daß die Abfälle der Haushaltung nicht etwa zur Kaninchenzucht, sondern als Schweinefutter verwendet werden.